

Näppu, der Bourbaki...

Autor(en): **W.Wgt.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **43 (1939-1940)**

Heft 22

PDF erstellt am: **30.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672750>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Übel ist der Kleiderstolz und das Verlangen nach immer schöneren und kostbareren Sachen, um andere damit übertreffen zu können. Kleiderstolze, mode- und gefallsüchtige Kinder werden später immer minderwertige Charakter abgeben. Es mag ja oft schwer sein, namentlich junge Mädchen in der Kleiderfrage zur Bescheidenheit und Genügsamkeit anzuhalten, aber die große Verantwortung, die jede Mutter durch die Einwilligung in die Verhältnisse übersteigende Kleidungsart übernimmt, sollte doch immer wieder die Mütter zur Strenge in dieser Beziehung führen.

Viele Eltern beeinflussen ihre Kinder in einem schlechten Sinne, ohne es zu merken. Mütter, die den ganzen Tag oder bei jeder Gelegenheit ein Jammerlied singen, murren, daß andere mehr besitzen, sich mehr gestatten, größeres Ansehen haben, bessere Kleider anziehen können, schaden ihren Kindern, denn der Geist der Unzufriedenheit fährt in sie hinein. Sie gewöhnen sich daran, irdische Güter, Geld und Gut, Bequemlichkeit, gutes Essen und Trinken und ähnliche Annehmlichkeiten als das einzig Begehrtenwerte auf Erden zu erstreben und zu denken, man habe nichts vom Leben, wenn man nicht alles genießen darf, was das Herz verlangt.

Es wäre viel klüger und man erwiese den Kindern einen besseren Dienst, wenn man sie darauf hinwies, daß die irdischen Güter nicht allein das Glück bringen werden; daß man nicht immer auf jene schauen dürfe, die reicher und angesehenere sind, sondern lieber auf jene, die noch ärmer und einfacher leben müssen, daß Besitz und Genuß dem Menschen keinen Wert verleihen.

Auch im kleinen Leben des Kindes selbst kommen Gelegenheiten genug vor, wo es sich zeigt, ob es zufrieden sein kann, wenn nicht alles nach seinen Wünschen geht. Es murren, weil es Schulaufgaben machen muß, obwohl es beim schönen Wetter gerne ins Freie möchte, wo die andern Kinder schon längst am Spielen sind, es möchte solche Spielsachen haben wie seine Kameraden, es ist verdrießlich, weil es glaubt, die Geschwister würden bevorzugt, es läßt den Kopf hängen, weil es nicht den Willen getan bekam, es fühlt sich zurückgesetzt. Da müssen die Eltern einschreiten, sonst bekommen sie ein ewig verdrießliches, unzufriedenes Kind. Sie müssen dem Kleinen zeigen, daß es mit seiner Unzufriedenheit gar nichts erreichen wird. Wer nicht zufrieden ist mit dem, was man ihm gibt, bekommt eben nichts. Das Kind muß sich abgewöhnen, neidisch und mißgünstig auf andere zu schauen, immer das Eigene an Fremden zu messen.

Es kann nicht genug betont werden, daß die Kinder zur Einfachheit in allen Dingen herangezogen werden sollen. Damit werden sie auch die große Kunst der Zufriedenheit erlangen. Die Einfachheit hat dem Kinde noch niemals etwas geschadet, aber genügt hat sie allen. Ein Mensch, der zufrieden werden will, muß wissen, daß er nun einmal nicht alles haben kann, was er sieht und haben möchte.

Jrgendwo in einem Rathaus steht ein Spruch, den ich noch anführen möchte:

„Zufrieden sein ist große Kunst,
zufrieden scheinen, großer Dunst,
zufrieden werden, großes Glück,
zufrieden bleiben, Meisterstück.“

Näppu, der Bourbaki . . .

Es war im Winter 1870/71. Hart an der Schweizergrenze bei einer Gruppe Schweizer Soldaten loderte ein großes Biwackfeuer, an dem sich die zähneklappernden Soldaten wärmten.

„Ob sie wohl bald kommen? Die ganze Nacht hat es gedonnert,“ meint einer der Schweizer.

„Es wird ihnen wohl nicht anderes übrig bleiben,“ antwortet ihm ein anderer.

„Herzog soll immer noch verhandeln mit ihnen, aber die guten Franzosen hoffen immer noch sich durchhauen zu können, obschon sie von den Deutschen hart bedrängt sind,“ mischt sich ein dritter Schweizer Soldat in das Gespräch.

„Sie kommen, sie kommen!“ ruft plötzlich einer

und weist mit der Hand nach Westen. Von dort her hört man das Gespräch der sich nahenden Kolonnen. An der Straße wird es lebendig. Ordonanzen der Schweizer bringen Befehle, das Wachtbataillon sammelt sich am Dorfeingang, andere Einheiten beziehen Stellung, um für alles bereit zu sein. In langen Kolonnen nähern sie sich der Grenze und überschreiten sie. Welch ein trostloser Anblick! Verwahrloste Gestalten, die Füße von Lumpen umwickelt, zerschliffene Mäntel über sich geworfen. Hier ein Zuave, hinkend an einem Stock daherschreitend, da ein Kürassier, seinen abgemagerten Gaul hinterherziehend. Alle bleich und die Strapazen des Krieges im Antlitz

gezeichnet. Die Waffen werfen sie alle auf einen Haufen. Nicht jeder gibt sein Gewehr gerne hin. Immer wieder neue Massen wälzen sich über die Grenze. Es ist ein arges Durcheinander, Infanteristen neben Kanonieren, Kavallerie und Sappeure beieinander.

Die Bourbaki-Armee wird auf die ganze Schweiz verteilt. Überall regt sich das Mitleid und die wohlthätige Schweizerhand. Die Kranken und Verletzten werden in den Grenzdörfern gepflegt, die andern marschieren weiter. Einen grauenhaften Anblick bieten die Pferde. Vor Hunger haben sie einander Mähne oder Schweif weggefressen. Dazu sind sie mager und können vor körperlicher Schwäche kaum mehr gehen, so daß viele unterwegs verenden. Nicht gerade gerne sieht man die Bourbaki-Gäule. Die Bauern befürchten, es könnten Pferdekrankheiten mit ihnen eingeschleppt werden. Noch mancher Gaul geht zugrunde, trotzdem er nach Möglichkeit gepflegt wird.

Die Zeit heilt alles, und so erholten sich auch allmählich die Bourbakileute und ihr Pferdmaterial von den Strapazen des Krieges. Da stellte sich die Frage, was mit den übriggebliebenen Pferden zu geschehen habe. Man beschloß, sie zu versteigern und den Erlös mit den Internierungskosten zu verrechnen. Eine solche Versteigerung fand auch in B. statt. Eben hatte man eine Serie Fuchse versteigert. Jetzt kamen die Rappen an die Reihe. Unter diesen befand sich ein besonders raffiger Gaul, der dem jungen Tierarzt aus Sch. in die Augen gestochen hatte. Er gefiel ihm derart, daß er ihn ersteigerte. Er hoffte, ihn mit der Zeit wieder ganz „herauszuhabern“.

Freudig wird der Bourbaki zu Hause empfangen. Beim Bauer in der Nachbarschaft wird er eingestellt. Mit der Zeit gewöhnt sich der Gaul

an die neuen Verhältnisse. Er ist nicht mehr störrisch unter dem Sattel des jungen Tierarztes. Ja, er wird so zutraulich zu ihm, daß er ihm beim Ruf „Räppi chum“ wie ein Hündchen nachläuft und in seinen Rocktaschen nach Zucker herumschnuppert. Wenn es über Land geht, dann bleibt er vor den „Haber-Gaststätten“ stehen, bis er seine Ration erhalten hat. So währte dieses Idyll einige Zeit, bis plötzlich an einem Sonntag alles ein jähes Ende nehmen sollte. Der Bauer hatte „Räppu“ in der Hoffstatt frei herumspringen lassen, was der Gaul mit Wonne tat. Da hört man unversehens aus der Ferne Musik. „Räppu“ spitzt die Ohren. Er wird unruhig. Jetzt kommt die Musik näher. Es ist die große Dorfmusik, die zu einem Konzert im nahen „Bärengarten“ marschiert. Sie spielen den rasigen Militärmarsch „Sambre et Meuse“. Da kann sich das Pferd nicht länger halten. Die Klänge sind ihm vertraut. Die Heimat ruft. Es rennt durch die Hoffstatt, nähert sich dem Zaun und setzt zum Sprung an. Doch es verfehlt den Sprung, stürzt kopfüber und fällt auf der andern Seite des Zaunes mit aller Wucht auf das rechte Bein. Das Bein bricht, so daß Knochensplitter herausstehen. Der Bauer, der in der Nähe gestanden, eilt herbei. Doch hier ist menschliche Hilfe zu spät. Er holt den Eigentümer. Bleich vor Aufregung kommt der Tierarzt daher. Wie er „Räppu“ so daliegen sieht mit gebrochenem Schenkel, klagt er laut:

„Aber Räppu, Räppu, was hesch du gmacht?“ Er streichelt ihm den Hals, dann eilt er nach Hause. Wie er wiederkommt, spricht er nochmals zutraulich zu ihm. Dann kracht der Schuß. Das Pferd zuckt noch mit den Beinen, dann ist es zu Ende. Die Heimat hatte gelockt, es konnte nicht widerstehen. Der Regimentsmarsch hatte es dem „Räppu“ angetan. W. Wgt.

Bücherschau.

Werner Morf: „Ander Licht“. Vers und Geschichte. Zwingli-Verlag Zürich. Preis gebunden Fr. 2.—

E. E. Ein kleines Bändchen zürcherischer Dialektpoesie, Verse und Prosa. Nachdenkliche Stimmungen von religiösem Gehalt sind in schlichte Verse eingefangen und beweisen wieder einmal mehr, daß unsere Mundart sich nicht nur für derbkomische Stoffe eignet. Ja, sie mag feine und ernsthafte Dinge zu sagen. Der Verfasser hat das Büchlein mit eigenen Illustrationen ausgestattet. Schade, daß die alten echten Dialektformen nicht immer gewahrt sind. Ein geschultes Zürcher Ohr verlegen Wendungen wie: drü Tag und drü Nächt, wo es doch heißt: Drei Tag und drei Nächt; auch sollte es heißen: D' Tau-tröpfli händ glängt an de Greslene, nicht: a de Gresli. Wir sagen auch Aern, nicht Aernd, für Ernte. Es mögen Kleinigkeiten sein. Aber wer sich dem Dialekt widmet,

möge lieber die ältern Formen wählen, nicht die, die die Neuzeit glatt gehobelt und farblos gemacht hat! Sonst aber ein sympathisches und ansprechendes Büchlein.

Willi Stahl: „Das Bettlerfest“. Verlag Huber & Co., Frauenfeld. Preis Fr. 3.—

E. E. Schon hie und da hat unsere Zeitschrift Beiträge von Willi Stahl gebracht. Hier veröffentlicht er sein erstes Novellenbändchen. Es sei gleich gesagt, daß es eine treffliche Leistung geworden ist. Man spürt sofort die sichere Hand und sieht auch, wie der Verfasser eigene Wege geht. Viel Poesie steckt in der in den Norden verlegten Handlung. Wie eine duftige weltliche Legende mutet die Erzählung an, und je mehr man sich in das wunderliche Geschehen hineinliest, um so mehr ist man von ihm gefesselt. Der heutigen, so realistisch eingestell-